

Zwischen Angst und Lüge

Über den Typus des kommunistischen Parteifunktionärs

Zu den zahlreichen Widersprüchen des in Theorie und Propaganda sich als Vorkämpfer der Arbeiterschaft – oder wie er es zu nennen pflegt: der „Arbeiterklasse“ – gebärdenden Kommunismus gehört es auch, daß er, einmal im Besitz der politischen Macht, sich zumindest personell eben dieser Arbeiterklasse immer mehr entfremdet. So saßen im Allrussischen Rätekongreß der ersten Revolutionsjahre neben den international bekannten intellektuellen Bolschewikenführern etwa 90 Prozent Arbeiter und Bauern, während es heute schwer fallen dürfte, unter den Mitgliedern des Obersten Sowjet mehr als höchstens 15 Prozent echte Handarbeiter zu finden. Der Arbeiter, der gut genug war, mit dem Stimmzettel und gegebenenfalls auch unter Einsatz seines Lebens die Macht für die Kommunistische Partei zu erkämpfen, und der heute immer noch gut genug ist, sie ihr mit seiner Hände Arbeit und notfalls wiederum mit der Waffe zu erhalten, dieser Arbeiter sieht sich in allen kommunistischen Staaten schon nach wenigen Jahren durch eine neuerstandene Schicht von Berufsfunktionären verdrängt, die entweder überhaupt nichtproletarischer Herkunft sind oder sich als ehemalige Handarbeiter hinter dem Schreibtisch des Funktionärs bemühen, ihre proletarische Vergangenheit so rasch wie möglich zu vergessen. Die neue Schicht breitet sich üppig wuchernd aus, und zwar nicht nur in der Sowjetunion selbst, sondern seit geraumer Zeit auch bereits in den osteuropäischen Vasallenstaaten Moskaus einschließlich der deutschen Sowjetzone.

Diese Erscheinung ist die unvermeidliche Folge des totalen Machtanspruches der Kommunistischen Partei in allen Bezirken des öffentlichen und privaten Lebens, der eine Besetzung möglichst vieler staatlicher und wirtschaftlicher Positionen durch Mitglieder dieser Partei verlangt. Da der alte Stamm der

eigentlichen Parteifunktionäre hierfür nicht annähernd mehr ausreicht, wird notgedrungen jedes Parteimitglied zum potentiellen oder auch faktischen Funktionär – was ja auch der tiefere Sinn der modernen „Kaderpartei“ ist –, und die äußerst straff gehandhabte Parteidisziplin ermöglicht es, jeden nach Bedarf und häufig auch ohne Rücksicht auf seine persönliche Eignung an jedem beliebigen Punkt verantwortlich einzusetzen. Möge er dann selbst sehen, wie er mit seiner Aufgabe zurecht komme! Auf solche Weise öffneten sich dem wütesten Dilettantismus alle Tore, worin übrigens auch eine der Hauptursachen für das sprichwörtliche Versagen der Wirtschaft in allen kommunistischen Ländern zu suchen ist. Natürlich wissen dies auch die kommunistischen Parteiführungen. Nach den unausbleiblichen trüben Anfangserfahrungen versuchen sie daher meist schon sehr bald nach der Eroberung der politischen Macht diesem Dilettantismus auf zweierlei Wegen zu steuern: einmal durch intensive Schulung des vorhandenen Funktionärskorps, zum anderen aber durch Übernahme fachlich gebildeter nichtproletarischer Kräfte in die Partei. Den Grundstock und das Rückgrat dieses wachsenden neuen Funktionärapparates sollen dabei jedoch möglichst lange die alten, eigentlichen politischen Parteifunktionäre bilden.

So unentbehrlich der Funktionär für den Organisationsbetrieb wie überhaupt für das innere und äußere Leben einer politischen Partei ist, so sicher muß er gerade in eine autoritäre Partei den Keim künftiger innerer Kämpfe tragen. Tatsächlich wäre eine Arbeiterpartei von Anfang an ohne Funktionäre überhaupt nicht denkbar; denn wie sollte sie bestehen, sich organisieren, äußerlich wachsen und sich ideologisch entfalten, wenn die in ihr zusammengeschlossenen Arbeiter dazu selbst weder die Zeit noch häufig auch die Fähigkeiten besitzen? Allein die Konzeption der Parteiideologie erfordert mehr als nur die bloße Mitarbeit von Leuten, die soziologisch außerhalb der anzuspre-

chenden Arbeiterschaft stehen. So war Marx geradezu der Prototyp des Intellektuellen und Engels nebenbei sogar noch „Kapitalist“. Es gab eine Zeit, in der man solche Wahrheiten innerhalb der marxistischen Bewegung noch auszusprechen wagte. So stellte Karl Kautsky zu Beginn des Jahrhunderts fest: „Das moderne sozialistische Bewußtsein kann nur entstehen auf Grund tiefer wissenschaftlicher Einsicht... Der Träger der Wissenschaft ist aber nicht das Proletariat, sondern die bürgerliche Intelligenz... Das sozialistische Bewußtsein ist also etwas in den Klassenkampf des Proletariats von außen Hineingetragenes, nicht etwas aus ihm selbst erwachsen Entstandenes“¹. Lenin drückt wenig später den nämlichen Gedanken mit fast den gleichen Worten aus: „Das politische Klassenbewußtsein kann in den Arbeiter nur von außen hineingetragen werden“². Er gibt dieses offene Geheimnis allerdings nur preis, um darauf seine Forderung nach Berufsrevolutionären zu stützen: „Um aber den Arbeitern wirkliches, allseitiges und lebendiges politisches Wissen zu vermitteln, brauchen wir unsere ‚eigenen Leute‘, Sozialdemokraten, überall, an allen Orten, in allen Gesellschaftsschichten, in allen Positionen, die die Möglichkeit geben, die inneren Triebfedern unseres Staatsmechanismus kennenzulernen. Und solche Leute braucht man nicht nur für die Propaganda und Agitation, sondern noch viel mehr für die organisatorische Arbeit“³. Lenin weiß, was davon abhängen kann: „Gebt uns eine Organisation von Berufsrevolutionären und wir werden Rußland aus den Angeln heben“⁴. Da er unter den „eigenen Leuten“ ausdrücklich solche versteht, „die sich berufsmäßig mit revolutionärer Tätigkeit befassen“⁵, darf man das Jahr 1902, in dem diese Sätze geschrieben wurden, als das Geburts-

jahr des kommunistischen Parteifunktionärs betrachten.

Von nun an nahm die Partei Lenins eine Entwicklung, bei der es zuweilen schien, als stünden weniger ihre politischen Ziele als ihr organisatorisches Gefüge im Vordergrund des Interesses. Die Funktionäre und von den dreißiger Jahren an auch die „Kader“ sind von nun an stets wiederkehrende Begriffe im Wortschatz des innerparteilichen Kampfes. Im politischen Sprachgebrauch scheinen sie beide in jüngster Zeit etwas durcheinander geraten zu sein. So glaubt Joachim Schultz, der sich in einer außerordentlich interessanten Untersuchung mit dem Phänomen des kommunistischen Funktionärs auseinandersetzt, „daß unter ‚Kadern‘ einzelne Personen verstanden werden“⁶. Dem widerspricht allerdings die Definition in der von der SED veranlaßten 21. Auflage von Wilhelm Liebknechts „Volksfremdwörterbuch“: „Kader ... wörtlich: Rahmen, Einfassung... auch: Funktionärstamm einer Organisation, Partei“⁷. Tatsache ist jedenfalls, daß das Wort „Kader“ erst während der Stalinära in den allgemeinen politischen Sprachgebrauch der Kommunisten übergegangen ist.

Mit dem von Lenin geforderten „Berufsrevolutionär“ kam zwar zweifellos System und Ordnung in die Parteiarbeit aller Sparten; aber es dauerte nicht lange, da überwucherten materielle Interessen die anfänglich sicherlich oft selbstlosen Motive, aus denen heraus sich einzelne der Partei zur Verfügung gestellt hatten. Diese Erfahrung häufte sich nach der Oktoberrevolution in dem Maß, in dem sich mit dem Status des Funktionärs materielle Vorteile, wie bessere Versorgung mit Lebensmitteln, gute Bezahlung und vor allem persönliche Macht verbanden. Auch Berufsrevolu-

¹ Die Neue Zeit, 1901/02, 1. Halbjahresband, Nr. 3, 79.

² W. I. Lenin, Was tun? in: „Ausgewählte Werke“ (deutsch), Moskau 1946, Band I, 240.

³ Lenin, a. a. O. 246.

⁴ Lenin, a. a. O. 279. ⁵ Lenin, a. a. O. 277.

⁶ Joachim Schultz, Der Funktionär in der Einheitspartei (Band 8 der Schriften des Instituts für Politische Wissenschaften, Berlin), Stuttgart und Düsseldorf 1956, Ring-Verlag, 5.

⁷ Wilhelm Liebknecht, Volksfremdwörterbuch, Ostberlin 1948, 21. Aufl., 226f.

tionäre sind schließlich nur Menschen. Die Revolution war ja gewonnen, und so stellte sich vielfach die Auffassung ein, der Revolutionär sei nun überflüssig geworden, gebraucht würden jetzt vor allem jene, die das von der Revolution angeblich Errungene zu verwalten verstünden. Der revolutionäre Parteifunktionär begann langsam auszusterben oder in die untersten Stockwerke der Funktionärshierarchie abzusinken, wie dies offenbar das Schicksal der sogenannten „alten Kämpfer“ in allen autoritären Parteien nach der Macht-ergreifung ist. Er machte, wenigstens in den oberen Rängen, mehr und mehr den Bürokraten Platz. Auch Trotzki beklagte sich später darüber, daß die wirklichen kommunistischen Kämpfer immer mehr durch „Feldwebel des Kommunismus“ ersetzt würden, und meinte: „Unsere Partei, angeblich der höchste Ausdruck der Diktatur des Proletariats, wird von einer Diktatur der Bürokratie terrorisiert“⁸.

Natürlich blieb die Umwandlung des ehemals kämpferischen Funktionärskorps in eine Funktionärbürokratie mit allen ihren korrupten und dekadenten Begleiterscheinungen auch den obersten Führungsgremien und Stalin selbst nicht verborgen. Mehr als einmal nahmen Parteitage zu diesem Problem Stellung, mehr als einmal nahmen auch Stalin und nach ihm Chruschtschow den Kampf gegen die Bürokratie auf, die doch im Grund nichts anderes ist als die in der Satttheit erstarrte Funktionärschicht, die der Partei einst die Macht erst erringen half. Auch etwas anderes blieb der Parteiführung nicht verborgen: die Gefahr, daß ein allzu selbständig, allzu selbstbewußt, allzu mächtig gewordenes Funktionärskorps sich eines Tages gegen die Partei selbst oder zumindest gegen deren augenblickliche Führung wenden könnte. „Alle Hebel stehen still, wenn dein starker Arm es will“ – so hatte man einst die Arbeiter singen gelehrt. Inzwischen ist

dafür gesorgt, daß dieser Arbeiter in „seinem“ Staat nicht etwa auch auf solche revolutionäre Gedanken komme. Wie aber ist es mit den Funktionären? Besitzen sie nicht die Macht, ihrerseits den „Arbeiter- und Bauern-Staat“, mag er nun UdSSR, DDR, CSR oder sonstwie heißen, zu blockieren, ihn „aus den Angeln zu heben“?

Diese Gefahr ist um so weniger zu unterschätzen, als sich erfahrungsgemäß mit der zunehmenden Stabilisierung der Machtverhältnisse in einem autoritären Staat auch eine Hebung des Wohlstandes seiner Funktionärschicht und damit deren beginnende „Verbürgerlichung“ einzustellen pflegt. Das zeigt sich bereits seit einigen Jahren in allen sogenannten Volksdemokratien einschließlich der Sowjetzone. In der Sowjetunion selbst ist es schon seit Jahrzehnten eine Tatsache, mit der sich die Parteipresse häufig, wenn auch allem Anschein nach vergeblich, beschäftigt. Kenner sowjetischer Verhältnisse gehen sogar so weit, mindestens 90 Prozent der KPdSU-Mitglieder und insbesondere der Parteifunktionäre als „verkleinbürgert“ zu bezeichnen. Diese Funktionäre wissen sehr wohl, daß sie ihren für sowjetische Verhältnisse gehobenen Lebensstandard der Revolution und der Partei verdanken, aber sie wissen auch, daß anderseits die Partei ohne sie nicht auskommen kann. Mehr als sie besitzen, wollen sie im Augenblick auch gar nicht. Aber verlieren wollen sie auch nichts, und eines Tages könnte es trotzdem geschehen, daß sie unzufrieden werden. An die Lehren der Partei glauben sie, meist ohne sie ganz zu begreifen. Aber schließlich bleibt ihnen ja auch gar nichts anderes übrig als der Glaube an die Partei, da ihnen jede Möglichkeit einer Nachprüfung oder eines Vergleichs mit nichtkommunistischen Verhältnissen genau so fehlt wie allen Nichtparteimitgliedern.

Dieser Glaube an die Partei aber ist eines der stärksten Mittel, mit denen sie diese sonst leicht entzündliche Schicht an sich bindet. Daneben verfügt sie freilich noch über einige an-

⁸ Vgl. *Leo D. Trotzki, Die wirkliche Lage in Rußland*, Hellerau 1928.

dere wirksame Bindemittel, z. B. die Parteidisziplin. Durch die stete Drohung, als Parteistrafe sein Parteiamt und damit seine gehobene soziale Existenz zu verlieren, wird der Funktionär, der übrigens meist nur geringe außerhalb seines Parteiamtes verwertbare Berufskenntnisse besitzt, an die Partei gefesselt. Einen aus seinem Amt entlassenen oder gar aus der Partei ausgeschlossenen Ex-Funktionär wird niemand – außer auf besonderen Befehl der Partei – ohne weiteres einzustellen wagen. Das Treuverhältnis zwischen der Partei und ihren Funktionären beruht also zum großen Teil, und zwar völlig einseitig auf dem Prinzip der Erpressung. Stalin erfand als Ergänzung hierzu noch das psychologisch besonders raffinierte Spiel von „Kritik und Selbstkritik“, womit auch arrivierte Funktionäre in die permanente Furcht vor dem Zugreifen der geheimen Terrororgane der Parteispitze gedrängt werden. Zusammen mit dem höchst undemokratischen „demokratischen Zentralismus“, der praktisch darin besteht, daß eine Mehrheit der Parteimitglieder den Beschlüssen einer nach oben hin immer kleiner werdenden Parteiminderheit unterworfen ist, bilden alle diese Methoden zusammengenommen ein System, die Kader bei der Stange zu halten, das sich höchstens durch die verfeinerte psychische Grausamkeit von Caligulas „oderint dum metuant“ unterscheidet.

Das Problem des Funktionärs stellt sich zwangsläufig in allen an die politische Macht gelangten kommunistischen Parteien. Aber während es sich in der Sowjetunion selbst im Laufe ihres vierzigjährigen Bestehens durch das Aufkommen einer neuen sozialen Schicht, die sich nach außen bereits abzuschließen und sogar so etwas wie ein eigenes „Klassenbewußtsein“ zu entwickeln beginnt, einstweilen wenigstens scheinbar gelöst hat, kämpfen die kommunistischen Parteien der nach dem zweiten Weltkrieg entstandenen kommunistischen Staaten vorerst noch heftig mit der Personalfrage. Typisch hierfür ist die Entwicklung in der Sowjetzone, wo

die SED zunächst einmal eine traditionelle, von der alten Vorkriegs-KPD übernommene Abneigung gegen alle Intellektuellen zu überwinden hatte. Im Gegensatz zu der fast ausschließlich von Intellektuellen durch die Revolution gesteuerten alten Partei Lenins verfügte nämlich die zur SED gemauserte sowjetzonale KP anfangs über einen ziemlich starken Stamm aus dem Arbeiterstand hervorgegangener, in der Parteiarbeit ergrauter Funktionäre wie Pieck, Ulbricht, Matern, Wollweber u. a., der das Hochkommen einer intellektuellen Funktionärschicht noch lange Zeit mit Mißtrauen und Unbehagen beobachtete. Verschiedene Maßregelungen intellektueller Parteigrößen, wie Eisler, Herrnstadt oder Zaißer, dürften zu einem nicht geringen Teil auf diese Abneigung zurückzuführen sein, und selbst Leute wie der Chef-Ideologe Fred Oelssner, der sich erst innerhalb seiner Parteilaufbahn zum intellektuellen hochgearbeitet hatte, sehen sich von Zeit zu Zeit gehässigen Angriffen durch die „Proleten“ des Politbüros ausgesetzt. Mit der Zeit jedoch zwangen die mit der Herstellung der „Einheit von Staat und Partei“ sich ergebenden Aufgaben auch die SED zu einer Vervielfachung ihres Funktionärbestandes.

In der „Kaderpartei“ ist jedes Mitglied auch mindestens potentieller Funktionär und kann jederzeit zu beliebigen Aufgaben herangezogen werden. Das Reservoir, aus dem der Funktionärbestand aufgefüllt werden konnte, war damit zwar breiter, aber auch wesentlich seichter geworden. Es waren nicht immer die Besten, die sich der SED bereitwillig zur Übernahme von Funktionen anboten. So entstand in den ersten Jahren ein Funktionärkorps, dessen geistige, fachliche und charakterliche Qualitäten häufig auch den bescheidensten Anforderungen nicht genügten. Dieses so geartete Funktionärkorps wurde von der Partei und von den in Personalfragen letztlich entscheidenden Sowjets auf die Zone losgelassen und besetzte bis hinauf in die höchsten Ränge alle ausschlaggebenden

Positionen in Staat und Wirtschaft. Die SED lernte erst sehr langsam, aus dem daraus entstandenen Chaos einige Konsequenzen zu ziehen. Selbstverständlich sind die Männer des Politbüros nicht so naiv, in jedem Funktionär ihrer Partei auch einen echten Anhänger zu sehen. Den Prozentsatz der Konjunkturritter in ihren Reihen dürften sie vermutlich ziemlich richtig schätzen. Auch der Katalog menschlicher Unzulänglichkeiten ihrer Funktionäre ist ihnen wohl bekannt. Dies alles stört sie indes offenbar nur wenig. Gestützt auf die Erfahrungen der sowjetischen KP, ging auch die SED schon bald daran, einen neuen Funktionärstyp zu züchten. Dabei zeigte sich, daß gerade ein Teil der von der Partei mit besonderer Skepsis aufgenommenen Intellektuellen in der Praxis das brauchbarste Funktionärsmaterial lieferte. Es handelte sich dabei vorwiegend um das „akademische Proletariat“, einen durch den Drang immer breiterer Schichten zum Hochschulstudium entstandenen Überschuß an akademisch gebildeten Arbeitskräften, deren verständliches Streben nach einer sozial höheren Stellung der übersättigte akademische Arbeitsmarkt nicht zu befriedigen vermochte und die nun im Kommunismus eine letzte Chance zu sehen glaubten. Ihre geschultere geistige Wendigkeit ließ sie der Partei als für mancherlei Zwecke brauchbar erscheinen. Dabei vergaß die SED jedoch keinen Augenblick, daß sie gerade mit diesem zunächst so fügsamen intellektuellen Proletariat auch latentes Dynamit an Bord nahm.

Im übrigen verstand es die SED, aus dem vorgefundenen Kräfteangebot ziemlich genau das zu formen, was sie für den Augenblick benötigte. Was sie von einem Funktionär verlangt, ist bedingungsloser Gehorsam, der durch selbstständiges Denken in keiner Weise behindert werden darf. Genaue Kenntnis des ideologischen Parteikatechismus ist ja heute schon für den Parteianwärter selbstverständliche Voraussetzung. Sie wird im Laufe der Parteizugehörigkeit noch vertieft durch Parteischulung aller

Art. Kein Funktionär wird sich also in diesem Punkt unnötige Blößen geben. Ob er freilich an die Kernsätze des Marxismus-Leninismus auch wirklich glaubt, ist eine andere Frage. Die SED ist von dieser seiner Rechtgläubigkeit nicht immer unbedingt überzeugt. Möglicherweise ist ihr dies auch bis zu einem gewissen Grade gleichgültig, solange er seine Zweifel für sich behält. Wer weiß schließlich, ob Pieck oder Ulbricht – von Leuten wie Grotewohl ganz zu schweigen! – wirklich ehrlich an das rote Evangelium glauben? Ausbrechen kann der Mann ohnehin nicht mehr; denn mit seinem Aufnahmeantrag in die Partei unterschrieb er einen Blankoscheck auf sein ferneres Leben, aus dem die Partei in der Folgezeit machen kann, was ihr beliebt, bzw. was sie für ihre Zwecke als notwendig oder nützlich erachtet. Dieser Blankoscheck kann durch nichts annulliert werden, höchstens durch Tod oder Flucht. Die Möglichkeit eines freiwilligen Austrittes aus der Partei wird vom IV. Parteitag, also vom April 1954 an im Parteistatut⁹ überhaupt nicht mehr erwähnt, während sie noch in dem vom III. Parteitag im Juli 1950 beschlossenen Statut¹⁰ unter Ziffer 5 an erster Stelle genannt wurde. Es gilt also für die Partei lediglich, ihren Mann unter dauernder Kontrolle zu halten. Unter der Hand Ulbrichts ist man in der SED längst zum Verzicht auf ehrliche Fanatiker der Idee gelangt, die nach Meinung der Partei zu einem ebenso gefährlichen Ballast werden könnten wie Leute, die den Schlangenbewegungen der „Generalinie“ allzu ernsthaft auf den Grund gehen. Denken oder gar Grübeln liegt nicht in der Kompetenz des Funktionärs einer Partei, die ihren längst vollzogenen Abfall von der öffentlich immer noch gepredigten Lehre hinter dem Schleier ihrer Selbstmystifizierung ängstlich zu verbergen trachtet.

So ist auch der moderne sowjetische

⁹ *Carola Stern*, Die SED, Verlag für Politik und Wirtschaft, 226 ff.

¹⁰ *Carola Stern*, a.a.O. 210 ff.

Parteifunktionär nicht mehr Kämpfer für eine Idee, sondern nur noch Vollzugsorgan des Willens der Partei. Obwohl sich Chruschtschow de facto bereits weitgehend die Nachfolge Stalins angeeignet hat, hält er es anderseits doch für ratsam, bis zu einem gewissen Grade wenigstens vorerst noch den äußeren Schein einer neuen persönlichen Diktatur zu vermeiden. Die Legende von der „kollektiven Parteiführung“, deren er sich dabei bedient, bringt für ihn ja auch noch andere Vorteile mit sich. Der Funktionär weiß seit Stalins Tod dieser Legende zufolge keinen einzelnen, diktatorisch über Leben und Tod gebietenden Parteiführer mehr über sich, sondern ein sich in Anonymität hüllendes Kollektiv, dessen Befehle jenseits aller Diskutierbarkeit wie aus dem Dunkel kommen. Nicht ein namentlich bekannter Parteigott gibt ihm Auftrag und Brot, sondern eben dieses mystische Kollektiv „Partei“, in dessen Händen jedoch geheimnisvollere Macht zu liegen scheint als in der Hand des stärksten Parteidiktators.

Die drückende Atmosphäre der immerwährenden Angst, die sich wenigstens über dem „gewöhnlichen“ Volk seit Stalins Tod etwas gelockert hatte, ist in die Welt des Funktionärs längst wieder zurückgekehrt. Der Funktionär der Partei „neuen Typs“ gleitet so immer tiefer in einen Asiatismus, der schließlich auf dem Wege über ein permanentes Schuldgefühl gegenüber seinem „kollektiven“ Auftraggeber auch die stärkste Persönlichkeit zerbrechen muß. Anlaß zu solchem Schuldgefühl findet sich für den Funktionär immer, besteht doch sein Auftrag darin, die Nichtfunktionäre seiner engeren Umwelt von der Allgüte der Partei zu überzeugen, während er gleichzeitig für eben diese selbe Partei das Äußerste aus ihnen herauspressen und über beide Punkte dieses Auftrages an die Partei Erfolge melden soll. So paart sich der Zwang zur Lüge gegenüber der Partei mit der Angst vor dem strafweisen Verlust der Funktion, die für ihn in jedem Falle gleichbedeutend ist mit der ge-

selltschaftlichen Stellung, wenn nicht gar mit der physischen Existenz. Dabei gibt er sich keiner Illusion über die Gutgläubigkeit oder Ahnungslosigkeit der Partei hin; denn er weiß nur zu gut, daß seine Tätigkeit überwacht wird: durch die Geheimpolizei, durch Parteikontrollpersonen, durch neidische oder mißgünstige oder einfach zu Spitzeldiensten gepreßte Genossen in seiner nächsten Umgebung. In dieser permanenten Glut des Angst- und Schuldgefühls schmiedet ihn die Partei zum willenlosen Werkzeug ihres täglichen Bedarfs, dessen innere Beziehung zu der von ihm öffentlich vertretenen Idee sich immer mehr verwirrt, bis sie schließlich resigniert auf den brutal-naiven Satz Lenins zusammenschrumpft: „Die Lehre von Marx ist allmächtig, weil sie richtig ist“¹¹ – wobei an die Stelle der Lehre längst die Weisung des Politbüros getreten ist wie die Parole an die Stelle einer Idee.

Gerhard Neuhaus

Die Caritasbibliothek in Freiburg/Breisgau

Unter den deutschen öffentlichen Büchereien nimmt die Bibliothek des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg insofern eine besondere Stellung ein, als sie die größte deutsche Fachbücherei für Wohlfahrtspflege und angrenzende Gebiete ist. Sie ist älter als der Caritasverband selbst, in dessen Dienst sie steht; denn sie wurde bereits 1896 – die Verbandsgründung erfolgte erst ein Jahr später – von dem Gründer des Deutschen Caritasverbandes, Prälat Dr. Lorenz Werthmann, ins Leben gerufen und hat sich aus einer Handvoll Bücher im Privatbesitz dieses genialen Organisations zu dem heutigen Stand von 75000 Bucheinheiten entwickelt. In diesen sechs Jahrzehnten ist sie aber auch über die eng gezogenen Grenzen einer Fachbücherei hinausgewachsen. Wenn

¹¹ *IV. I. Lenin*, Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus, in: „Ausgewählte Werke“ (deutsch), Moskau 1946, Band I, 63.